

## KULTUR

LESEN · HÖREN · SEHEN

## Autor Najem Wali ist Beauftragter für „Writers in Prison“

Die Vereinigung beschäftigt sich mit verfolgten Schriftstellern

Der Journalist und Autor Najem Wali ist neuer Beauftragter für das Programm „Writers in Prison/Writers at Risk“ (WiP) und neuer Vizepräsident des PEN-Zentrums Deutschland. Der 1956 im südirakischen Basra geborene Wali folge in beiden Funktionen auf Cornelia Zetsche, teilte die Schriftstellervereinigung am Dienstag in Darmstadt mit. Es handele sich zunächst um eine Interimslösung bis zur nächsten Mitgliederversammlung.

Wali wurde nach Angaben des PEN als Andersdenkender im Irak inhaftiert und gefoltert und flüchtete 1980 nach Ausbruch des Iran-Irak-Kriegs nach Deutschland. Er lebt als freier Schriftsteller und Journalist in Berlin.

Wali sagte, vor allem die Erlebnisse in seinem Heimatland Irak motivierten ihn, sich für die Freiheit des Wortes einzusetzen. „Dass ich WiP-Beauftragter des PEN-Zentrums Deutschland bin, ehrt mich und erfüllt mich mit Respekt vor der großen Aufgabe. Ich will sie mit all meinem Engagement ausüben.“

Wali studierte in Hamburg Germanistik und in Madrid spanische Literatur. Danach war er lange Zeit Kulturkorrespondent der arabischen Tageszeitung „Al-Hayat“. Heute schreibt er regelmäßig für die „Süddeutsche Zeitung“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, die „Neue Zürcher Zeitung“, die Berliner „tageszeitung“ und den „Spiegel“.

Seine Romane und Erzählungen wurden in viele Sprachen übersetzt. Für seinen Roman „Bagdad Marlboro“ erhielt er 2014 den Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch. *epd*

## André Heller eine Woche zu Gast in Elbphilharmonie

Der österreichische Multimediakünstler André Heller (76) wird im Frühjahr 2024 eine Woche lang die Hamburger Elbphilharmonie bespielen. „Da haben wir viele spannende Namen und Projekte auf der Liste. Da gibt es Klassik, da gibt es Jazz, da gibt es Ethno-Musik, da gibt es Gespräche“, sagte Intendant Christoph Lieben-Seutter am Dienstag in Hamburg. Das genaue Programm werde zu einem späteren Zeitpunkt bekannt gegeben. Als zweiter Künstler wurde der US-Jazzgitarrist Bill Frisell eingeladen, um ein mehrtägiges „Reflektor“-Festival in der Elbphilharmonie zu kuratieren. Dabei zeige sich der Jazzgitarrist „als improvisierender Kammermusiker in kleinen Besetzungen“. Mit großen Orchestern wie dem Royal Concertgebouw Orchestra oder den amerikanischen Klangkörpern sind wieder große Namen zu Gast. *dpa*

## TV-Quoten: Landleben überzeugt doppelt

Der Krimi „Immerstill“ hat am Montagabend die meisten Zuschauer angelockt. Den Thriller im ZDF mit Christina Cervenka und Michael Glantschnig über eine Mordserie in einem Dorf verfolgten ab 20.15 Uhr 4,17 Millionen (16,8 Prozent). Halbwegs mithalten konnte da nur RTL mit seiner Datingshow „Bauer sucht Frau International“, für die sich 3,01 Millionen (12,3 Prozent) interessierten. Das Erste hatte die Dokureihe „Deutschland aus dem All“ im Programm, die 2,31 Millionen (9,3 Prozent) einschalteten. Im Anschluss blieben bei der Live-Diskussion „Hart aber fair“ 2,20 Millionen (9,2 Prozent) dran. Die Runde mit Moderator Louis Klamroth hatte das Thema „Grüner Filz bei Habeck: Ist die Energiewende in Gefahr?“. Bei „Inspector Barnaby: Der Tod geht ins Kino“ tummelten sich 1,64 Millionen (6,6 Prozent) bei ZDFneo. *dpa*

**Kultur-Redaktion:** 030-8872 77 887  
**Telefax:** 030-8872 77 967  
**E-Mail:** berlin@morgenpost.de

## „Ich sitz‘ so gern zwischen den Stühlen“

Regisseur Axel Ranisch feiert sein spätes Operndebüt in Berlin – und bringt auch gleich noch einen neuen Kinofilm heraus

Peter Zander

Die Nervosität ist groß. Am Sonnabend hat in der Komischen Oper Händels selten gespieltes Oratorium „Saul“ Premiere, in einer szenischen Inszenierung von Axel Ranisch. Nur fünf Tage später, am 1. Juni, kommt auch sein neuer Film „Orphea in Love“ ins Kino. Ist man da doppelt aufgeregt? Oder gar unglücklich über die Balung? „Nö“, lacht der 39-Jährige: „Da ist dann geballt was los. Da kann man in kurzer Zeit ernten, was man über Jahre gesät hat.“

Nervös macht ihn etwas anderes. Als Regisseur feilt man bis zuletzt an seinem Film. An einer Opernbühne aber muss man irgendwann loslassen. Wir sprechen ihn kurz vor diesem kritischen Punkt, bei ihm zuhause, in Lichtenberg, wo er immer noch in der Plattenbausiedlung wohnt, in der er aufgewachsen ist. Es ist kurz vor der Klavierhauptprobe. „Das ist immer die letzte Probe, bei der man als Regisseur noch der Chef ist“, erklärt Ranisch. „Dann kommt der Dirigent mit dem Orchester – und die können dann machen, was sie wollen.“ Er sagt das theatralisch erregt. Aber das ist natürlich ironisch. Mit Dirigent David Bates versteht er sich prächtig.

**Oper ist auch ein Mittel, um beim Film nicht zu konventionell zu werden**

Doch etwas Bammel hat der Regisseur schon. Nicht nur, weil „Saul“ die letzte Produktion der Komischen Oper an der Behrenstraße ist – vor dem Umzug ins Provisorium Schiller Theater. „Der Erwartungsdruck ist besonders hoch, und meine Aufregung erst recht, weil ich das Haus so liebe“, bekennt er. Es ist das Opernhaus, mit dem, oder wie er es ausdrückt, „in dem“ er aufgewachsen ist. Wo er so viele Opern gesehen hat. Ranisch hat sich ein bisschen an das Haus herangetastet: Er durfte Ende Dezember die Gala zu dessen 75-jährigen Bestehen gestalten. Aber dadurch wurde ihm noch mal die große Tradition des Hauses bewusst, von Walter Felsenstein über Harry Kupfer bis Barrie Kosky. „Deshalb ist die Aufregung fünf Mal größer.“

Und dann ist das ja überhaupt seine erste Opern-Regie in Berlin. Eigentlich ist er ja Filmregisseur, aber in den letzten Jahren hat Ranisch auch als Opernregisseur von sich reden gemacht, an der Bayerischen Staatsoper in München, an der Staatsoper Stuttgart, zuletzt an der Hamburgischen Staatsoper. Nur in der eigenen Stadt noch nicht. Warum erst so spät? „Das müssen Sie andere fragen“. Und zu „Saul“ kam er wie die Jungfrau zum Kinde.

In Stuttgart hat er Prokofjews „Die Liebe zu drei Orangen“ inszeniert. Bei der Premiere kam dann Philip Bröcking – der mit Susanne Moser die neue Leitung an der Komischen Oper bekleidet – zu ihm in die Loge, noch in der Pause, um ihn für die Komische Oper zu gewinnen. Sie trafen sich dann zu dritt, und beide machten ihm gleich mehrere Angebote: weil sie für die Übergangszeit während des Umbaus im Stammhaus zumindest künstlerische Kontinuität schaffen wollen. „Das fand ich zauberhaft, aber auch mutig“, gibt Ra-



Bislang inszenierte er immer in anderen Städten, nun kommen auch Berliner Bühnen auf ihn zu: Filmregisseur Axel Ranisch.

MISSING FILMS/MISSING FILMS

nisch zu. Aber er hat sofort Ja gesagt: Nein, er hat Ja geschrien. Als nächstes macht er dort 2024 „Messerschlager Gisela“, ein „heiteres DDR-Musiktheater“ mit Thorsten Merten und Gisa Flake.

Aber nun erst mal „Saul“. Eine der schillerndsten Partituren, die Händel je geschrieben hat, wie der Klassikkenner schwärmt. Ein Oratorium zwar, aber „so weltlich. Und so ein toller Opernstoff“. Ranisch weiß gar nicht, wieso das so selten gespielt wird. Es ist freilich nicht als Oper konzipiert, gibt er zu. Sonst hätte Händel, der ein versierter Theatermann war, wohl einiges anders gemacht und manche Repetition gelassen. Wie man das strafft, ist nun Ranischs Aufgabe. Und auch, wie man den Riesen Goliath auf die Bühne bringt. Da will er nicht zu viel veratzen. Aber, da freut er sich wie ein Kind, „das wird spektakulär“.

Zwei Herzen schlagen in seiner Brust: Kino und Oper. Wo fühlt er sich mehr zuhause? Da muss er nicht lange nachdenken: „Immer bei dem, was ich gerade mache.“ Und noch so ein sympathisch dahingeworfener Satz: „Ich sitz‘ so gern zwischen den Stühlen“. Ungern würde er nur Opern inszenieren. Da würde der Film wahnsinnig fehlen. Wenn man aber nur Film macht, so seine Erfahrung, wird man konventioneller. Auf der Bühne könne man viel mehr experimentieren, das sei wie eine Frischzellenkur. „Danach geht

man wieder viel unbefangener an das Medium Film heran.“

Da staunen wir doch ein bisschen. Ranisch wurde ja vor allem bekannt mit extremen Undergroundfilmen wie „Dicke Mädchen“. Und er hat viele Zuschauer mit improvisierten „Tatort“-Krimis geschockt. Aber das amüsiert ihn: „Im Film werde ich immer viel avantgardistischer wahrgenommen – in der Oper eher konventioneller.“

Im Film werde ich immer viel avantgardistischer wahrgenommen – in der Oper eher konventioneller.

Axel Ranisch Regisseur

Aber das liegt wohl daran, dass er auf Opernbühnen selbst gern verzaubert wird. Und da kommt ein großes Bekenntnis: „Mir fehlt in Operninszenierungen ja oft der Mut zur Sinnlichkeit. Dazu stehe ich aber. Und ich liebe Kitsch.“ Er sei jedenfalls keiner, der mitten in einer schönen Arie das Licht andreht und dem Publikum einen Spiegel vorhält. „Nein, ich will, dass die Zuschauer berührt werden. Da sehe ich auch einen missionarischen Auf-

trag. Ich liebe die Musik und will, dass andere sie auch lieben.“

Sein neuer Film, der erste seit langem, verbindet nun seine beiden Lieben Oper und Film. Denn „Orphea in Love“ ist eine moderne Orpheus-Geschichte, bei der Menschen aus dem tristen Alltag ausbrechen, indem sie einfach singen oder tanzen. In dieser Verzauberung findet sich das Liebespaar. Nur dass Orpheus eine Frau ist. Das war nicht als Beitrag zur Gender-Debatte gedacht. Mit der estnischen Sängerin Mirjam Mesak hat Ranisch schon an der Bayerischen Staatsoper „Jolanthe“ einstudiert. „Und sie ist einfach der beste Orpheus, den ich finden konnte“. Rollen sollte man überhaupt nur nach dem besten Talent besetzen. Auch das Geschlecht sollte keine Rolle spielen. „Wenn das ein Beitrag zur Gender-Debatte ist, dann darf es das gerne sein.“

**Trotz Angst vorm Sprechtheater: Das nächste Debüt ist am Berliner Ensemble**

Er feiert jetzt gleich zwei Premieren in einer Woche, „Saul“ am 27. Mai, „Orphea in Love“ am 1. Juni im Kant-Kino. Danach geht er auf Kinotour. Das Opern-Baby ist dann ja schon in der Welt. Und er hat das Gefühl, für den Film anders werben zu müssen. „Ich hoffe, dass die Leute nicht schreien wegrennen, wenn sie hören, dass es da um Oper geht“, bekennt er. Das

sei für viele ja ein rotes Tuch. Aber: „Oper tut nicht weh. Und so viel Oper ist auch gar nicht im Film. Die Leute müssen keine Angst haben.“

Das sagt der Richtige. Ranisch hat ja auch Bammel! Nicht nur wegen der Komischen Oper. Bald steht noch ein Debüt in Berlin an: am 1. Dezember im Berliner Ensemble. Dabei hat er „Angst vor der Sprechbühne“, wie er zugibt. Auch hier kam einfach der Intendant Oliver Reese auf ihn zu. Ranisch hat erst mal eine halbe Stunde erklärt, wieso er der falsche Mann sei. „Film und Oper liegen viel näher beieinander“, findet er. Er inszeniere Filme immer wie Opern. Er geht von der Musik aus. Beim Theater sei das ganz anders, da muss man den Rhythmus erst in der Probenarbeit finden. „Das ist jetzt Neuland“, sagt Ranisch, „aber ich stürze mich da rein.“ Reese hat ihn überredet. Weil er kein fremdes Stück inszenieren soll, sondern selber eins schreiben darf: „Mutti, was machst du da?“ Zusammen mit seinem Mann, Paul Zacher.

Nun auch an Berliner Bühnen tätig zu sein, das beglückt Ranisch. „Der Wunsch, zuhause zu arbeiten, ist schon sehr groß.“ Bislang schien er wie der Prophet, der im eigenen Land nichts gilt. Das könnte sich jetzt ändern. Und wenn der Druck zu groß wird, muss er sich nur an seinen jüngsten Film halten. Und einfach mal anfangen zu singen. Oder zu tanzen.

## Der Natur ein Denkmal setzen

Wie hält man einen Wasserfall fest? Die Werkstattgalerie Hermann Noack zeigt neue Arbeiten der Bildhauerin Anna Bogouchevskaia

Felix Müller

Im Jahr 1996 veröffentlichten Claude Nurdansy und Marie Pérennou den Film „Mikrokosmos – Das Volk der Gräser“, der alsbald mit zahlreichen Auszeichnungen überhäuft wurde. Mit extremen Makroaufnahmen verfolgten die französischen Dokumentarfilmer das Treiben der Insekten in einer Wiese im südfranzösischen Département Aveyron – eine aufregende Begegnung mit Marienkäfern, Spinnen, Ameisen und Mücken, zugleich eine Hommage an die eigenartige Schönheit der Schöpfung.

Die deutsch-russische Bildhauerin Anna Bogouchevskaia gibt die Dokumentation als eine wichtige Inspirationsquelle an, antwortet aber darauf mit einer ganz anders gearteten, so eigenwilligen wie charismatischen Formensprache. In der Werkstattgalerie Hermann Noack, wo sie auch ihr Atelier hat, stellt sie bis zum 29. Juli 30 neue Werke aus, die zwischen

2019 und 2021 modelliert wurden und 2022/23 gegossen wurden.

Dabei ist ein fröhliches, so surreales wie wie poetisches Skulpturenarsenal entstanden, das sich auch in einen lustigen Dialog mit dem Pathos der kunsthistorischen Überlieferung begibt. „Tannemann Schneemann“ (2021) etwa heißt ein Bronzeobjekt, das einen stark beschneiten Na-

delbaum darstellt. Nur ruht der Schnee hier nicht in veredelnder Flockung auf den Ästen, sondern formt das Gewächs zu einer putzigen Kugel, aus der sich der Baum nur noch mit ein paar Astspitzen bemerkbar machen kann. Die Künstlerin hat es tatsächlich geschafft, diesem alljährlich überbeanspruchten Symbol noch eine heitere Note zu entlocken. Von ähnli-

cher Leichthändigkeit zeugt ihre „Drachenhöhle“ (2021), die sich mit ihren Stalaktiten wie das bedrohlich geöffnete Maul eines Ungeheuers öffnet – was aber von der kunstvoll bunten Patina auf der Bronze effektiv konterkariert wird.

Das sind aber nur Seitenaspekte angesichts der klimatischen Weltkrise, in der die Arbeiten entstanden sind und von der sie auch erzählen. „Shouldn’t be gone“ ist das lakonische Motto der sehenswerten Ausstellung. Bogouchevskaia, geboren 1966 in Moskau und seit 1994 in Berlin zu Hause, sieht sich selbst als Stadtkind – umso mehr fasziniert sie aber die Vielfalt natürlicher Erscheinungen. Sie hat bauchige Versionen des Afrikanischen Affenbrotbaums Baobab modelliert. Zwei Enten rennen wie Leichtathleten über das Wasser und wirbeln dessen Oberfläche auf. Gänse hüllen sich in Nebel, als wären es kostbare Pelze. Auf einem Bronzerelief schmiegen sich die Körper einer Schafferde wärmesuchend aneinander.

All das ist natürlich auch von aktuellen Verlustängsten patiniert, wengleich sich diese Kunst nicht darin erschöpft. Zu den eindrucksvollsten Skulpturen gehören Bogouchevskaias gelungene Versuche, der flüchtigen Bewegung von Wasser ein Denkmal zu setzen. Ihr „Wasserfall“ (2021) glänzt in sorgsam poliertem Neusilber und friert die Kaskaden der Fließdynamik elegant ein. Eine weitere Arbeit namens „Tropfen Motiv 12“ hält den vergänglichen Säulenwald fest, der beim Auftreffen von Wasser auf eine Wasseroberfläche entsteht. Man hat diese Strukturen und Formationen schon so oft gesehen und muss sie hier doch neu entziffern. Diese zentnerschweren Objekte haben nichts Gravitätisches, es sind Monumente ohne Pathos – gewidmet dem Regen, der Sonne, dem Nebel und dem Wind.

Werkstattgalerie Hermann Noack, Am Spreebord 9, Charlottenburg. Tel: 343 571 66. Mo.–Do., 12–17 Uhr, Fr./Sbd. 12–18 Uhr.



**Monumente ohne Pathos: Bildhauerin Anna Bogouchevskaia mit ihrer Skulptur „Drachenhöhle“ (2021).** MAURIZIO GAMBARINI/FUNKE FOTO SERVICES